

Der zweite Traum

Am 5. November 1949 träumte die fünfzigjährige Tochter des Reishändlers Li Wen-Tschu in Tientsin einen Traum, der ohne Zweifel ein schlechtes Licht auf dieses alte Mädchen werfen könnte. Doch versichern ihre Eltern und Geschwister, daß sie eine gutmütige und harmlose Person sei. Vermutlich werden die angenehmen Träume dieser Welt von den Schurken geträumt.

Auf der Straße

FRAU Nummer 57b. Hier ist das Haus.
MANN Du hättest Tschang-du besser kämmen sollen. Er sieht nicht appetitlich aus. Putz ihm die Nase!

Schneuzen

KIND Müssen wir in dieses Haus, Mutter?

FRAU Ja, Tschang-du.

KIND Was wollen wir da?

FRAU Ach, nichts Besonderes.

MANN Bist du jetzt fertig mit dem Jungen?

FRAU Ja.

MANN Dann klingle ich.

Klingeln

KIND Das ist eine laute Klingel.

MANN Hast du keinen Kamm mitgenommen? Seine Haare sind unordentlich.

FRAU Ach, das ist jetzt gleich.

MANN Es ist keineswegs gleich.

KIND Ich kann ja draußen bleiben, Vater.

MANN Das fehlte gerade noch.

FRAU Es macht niemand auf.

KIND Nein, bitte nicht nochmal klingeln!

MANN Warum nicht?

KIND Die Klingel ist laut. Ich habe Angst.

MANN Das ist Unsinn.

FRAU Ich höre jemanden.

Die Tür wird geöffnet.

MANN Wir kommen wegen der Anzeige in der Zeitung.

DAME Wegen der Anzeige, so. Ist das das Kind?

62

Träume eigener Art

Anfang des Jahres 2007 gedachten wahrscheinlich alle deutschen Feuilletons des großen Dichters Günter Eich (* 1.2.1907, + 20.12.1972). Sogar sein Hörspiel „Träume“, das 1953 erstmals gesendet worden war, wurde erneut aufgenommen. Niemand im Zeitalter von Fernsehen und Internet kann sich vorstellen, daß noch vor fünfzig Jahren Hunderttausende an ihren Radios eine Stunde lang solch einem Hörspiel lauschten, über welche literarische Form sogar zahlreiche gattungstheoretische Überlegungen vorgetragen wurden. – Günter Eich gilt, zuerst durch seine „Träume“, als Erneuerer dieser Gattung.

Menschen aus fünf Kontinenten legt Eich seine verstörenden Traum-Dialoge in den Mund. Zu jedem schreibt er eine knappe Vorbemerkung. Die zum zweiten Traum lautet:

„Am 5. November 1949 träumte die fünfzigjährige Tochter des Reishändlers Li Wen-Tschu in Tientsin einen Traum, der ohne Zweifel ein schlechtes Licht auf dieses alte Mädchen werfen

könnte. Doch versichern ihre Eltern und Geschwister, daß sie eine gutmütige und harmlose Person sei. Vermutlich werden die angenehmen Träume dieser Welt von den Schurken geträumt.“

Das klingt kryptisch, aber es wird hart, denn Eich geht es um die Verstörungen der Menschen in der modernen Welt, nicht nur in der Nachkriegszeit. Kaum einem anderen gelang, diese derart lakonisch auszudrücken – bei allem Entsetzen.

Nicht von ungefähr kam, daß Eich auch einen chinesischen „Traum“ schilderte. Er war ein studierter Sinologe, der sich Gedanken über die chinesische Sprache machte, der chinesische Gedichte meisterhaft übersetzte, und für seine eigenen Gedichte nutzte er manche Eigenart chinesischer poetischer Wortbildungen.

Eines seiner ersten Nachkriegsgedichte, „Latrine“, führte zu einem Aufschrei der Empörung in der Öffentlichkeit. Noch in der Kriegsgefangenschaft hatte er „Inventur“, bis heute berühmt, gemacht: „Dies ist meine Mütze,/ dies ist mein Mantel,/ hier mein Rasierzeug/ im Beutel aus Leinen.// Konservbüchse:/ mein Teller, mein Becher,/ ich hab in das Weißblech/ den Namen geritzt (...).“

Von Werk zu Werk reduzierte Eich seine Sprache – und steigerte zugleich deren Anschaulichkeit.

Am Ende des zweiten, des chinesischen Traums schreibt er, wie sonst bei diesen Texten, eine Quintessenz. Sie beginnt: „In der Stunde X werde ich dennoch denken, daß die Erde schön war./ Ich werde an die Freunde denken, an die Güte, die ein häßliches Gesicht schön macht (...).“ Eine Reihe weiterer solcher letzter Gedanken führt er an und schließt mit diesen beiden: „(...) ich werde denken an den Herzschlag der Eidechse, die mich erblickt hat,/ und an ein Gedicht im ‚Westöstlichen Divan‘, das mich tröstete.“

Allen Werken von Eich wohnen Züge der Subversion inne, in deren unterschiedlichsten Ausprägungen. Das zeigen zuletzt noch die grandios-blödelnden Prosanotizen „Maulwürfe“ von 1968, die der heute vielgerühmte M. Reich-Ranicki damals ebenso grandios verriß, später allerdings seinen Irrtum eingestand.

Und weil gerade das ominöse Jahr 1968 fiel – für die aufmüpfigen 1968er wurden die beiden letzten Verse der „Träume“ beinahe zu einer Kult-hymne: „Tut das Unnutze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!// Seid un-bequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“ – Diese Maxime hat Günter Eich bis an sein Ende befolgt. Wer wollte bezweifeln, daß nicht auch sie ein Imperativ für ein Leben sein kann, jenseits der kant’schen und anderer?